

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 4 (1991)
Heft: 10

Artikel: Zur Anatomie eines Normalfalls
Autor: Heller, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-119487>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Das Wettbewerbs-
ritual als demokratisches
Alibi für umfassende
Inkompetenz**

Zur Anatomie eines Normalfalls

Neue Banknoten brauche das Land, beschlossen die Herren von der Schweizerischen Nationalbank. Und veranstalteten einen Wettbewerb, dessen nähere Umstände sich bei Licht betrachtet als rechter Skandal erweisen. Nur: Ist in solchen Fällen der Skandal nicht geradezu Normalfall? Eine Analyse von Martin Heller.

Bestätigt wurde, was ohnehin alle wissen. «Na sowas! Da gewinnt einer einen Wettbewerb und ist am Schluss doch der Verlierer!» So die im «Blick» vom 3. Juli vorweggenommene Volksmeinung. Ihr Fazit: Ästhetik von oben ist prinzipiell unberechenbar. Banaler Filz diktiert den Geschmack auch dort, wo sinnvollere Kriterien ge-

fragt wären. Davon zeugen der Showdown am grünen Tisch, allseitige Eifersucht und Empfindlichkeiten, das Gerangel hinter den Kulissen. Für einen kurzen Moment liegt der Hauch eines Skandals in der Luft. Aber natürlich dürfen – gemäss Nationalbank – «bei einem Gebrauchsgegenstand (...) nicht nur künstlerische Überlegungen den Ausschlag geben». Wo kämen wir sonst hin? Darum doch kein Skandal. Die Techniker haben den Fall übernommen. Glücklicherweise. Und wen kümmert, im Ernst, das Design der neuen Schweizer Banknotenserie überhaupt?

Uns zum Beispiel. Möglicherweise auch Sie. Weil wir der Meinung sind, öffentliche Gestaltung bedürfe öffentlicher Prüfung. Unter anderem als Entscheidungshilfe. Damit keine Optionen verfallen, noch bevor sie zur Debatte stehen. Geboten wurde da ein ziemlich durchschnittliches Theater, das

Wettbewerbsritual als demokratisches Alibi für umfassende Inkompetenz herhalten muss. Und eine Diskussion simuliert, für die jede Grundlage fehlt. Weil Diskurs ohnehin unerwünscht ist. Nur mag das niemand zugeben. Also wird weitergespielt.

Genau darum bleibt die Banknotengeschichte ein Thema. Über persönliche Vorwürfe, Klatsch und die zufällige Anfechtbarkeit von Entscheiden hinaus. Bis zu jenem Punkt, wo Ansprüche, Machtverhältnisse und Anmassungen zu entwirren wären.

Wie haben wir doch kürzlich in einer Broschüre des Schweizerischen Werkbunds geschrieben? «Wettbewerbe sind Konstruktionen. Konstruktionen haben Fehler. Aus Fehlern darf gelernt werden.»

Die Konstruktion zuerst: Ein Ideenwettbewerb mit vierzehn föderalistisch ermittelten Grafikerinnen und Grafikern respektive visuellen Gestalterinnen und Gestaltern. Zwölf davon reichten der Schweizerischen Nationalbank Ende September 1989 ihre Entwürfe für die neue Banknotenserie ein. Dem dreizehnten Geladenen «gelang es wegen einer Störung seines Computers nicht, die Entwürfe fristgemäss abzuliefern»; sie trafen erst einige Tage später ein. «Die Mitglieder des Preisgerichts», heisst es im Protokoll weiter, «beschliessen einstimmig, die Einsendung von Herrn Zintzmeyer dennoch zu begutachten.» Die vierzehnte Sendung entfiel «infolge höherer Gewalt».

Das Resultat ist bekannt. Werner Jeker kam nach knapper Entscheidung auf den ersten, Rosmarie Tissi auf den zweiten, Jörg Zintzmeyer deutlich abgeschlagen auf den dritten Platz. Folgerichtig empfahl die Jury der Nationalbank, die weitere Vorbereitung

auf der Basis von Jekers Entwürfen voranzutreiben.

Darüber hinaus zeigte sich das Preisgericht von der gesamthaft guten Qualität der Einsendungen befriedigt. «Besonders wird die Tatsache gewertet, dass sich die Grafikerinnen und Grafiker eingehend mit den darzustellenden Persönlichkeiten und deren Lebenswerk auseinandergesetzt haben. In ihren eingereichten Entwürfen versuchten die teilnehmenden Kunstschaaffenden, diese gewonnenen Erkenntnisse grafisch umzusetzen und zu vermitteln. Ebenso kann festgehalten werden, dass die Gestalterinnen und Gestalter bei der Erarbeitung ihrer Entwürfe vermehrt die aktuellen technischen Möglichkeiten verwendet haben.»

Natürlich eignet Juryberichten ein jeweils eigener Charme. Das soll nicht daran hindern, nach dem Inhalt der holprigen Prosa zu fragen. Freundlich werden Zensuren verteilt. Fast alle haben fast alle Hausaufgaben ziemlich gut gemacht. Zwei Dinge interessieren jedoch besonders. Zum einen der Umstand, dass sich Ideen selbst in einem Ideenwettbewerb auf die gestalterische Nachbearbeitung inhaltlich enger Vorgaben zu beschränken haben. Und zum anderen der kryptische Hinweis auf die spezifische Aktualität spezifischer technischer Möglichkeiten. Offenbar ist hier jedes Problembewusstsein verkümmert. Oder, schlimmer, gar nicht vorhanden. Nur deshalb scheinen Banknoten ausser der Evaluation und grafischen Vermittlung passender bzw. mehrheitsfähiger histori-

Öffentliche Gestaltung bedarf öffentlicher Prüfung

Martin Heller, für «Hochparterre»-Leserinnen und -Leser kein Unbekannter, ist Konservator am Museum für Gestaltung in Zürich und gleichzeitig Erster Vorsitzender des Schweizerischen Werkbundes, der sich unter seiner Leitung eingehend mit Wettbewerbswesen und Wettbewerbskultur in der Schweiz auseinandergesetzt hat.

sich auch bei anderer Gelegenheit im Rahmen hält. Denn der Wettbewerb spielt. Und zwar in sämtlichen Gestaltungsbereichen. Charagiert wird allenfalls dort, wo das

**Fast alle haben
fast alles ziemlich
gut gemacht**

Welche Last darf in einer Zeit der verdampften Symbole einem Stück Papier überhaupt zugemutet werden?

scher Galionsfiguren kaum besondere Designfragen aufzuwerfen. In Wirklichkeit geht es natürlich um anderes. Um den von einer universitären Expertenkommission vorweg austarierten und im Wettbewerb kurzerhand ausgeklammerten «Wert der Werte» nämlich, im Sinne einer «Visualisierung oder Materialisierung von Wertgefügen» – Formulierungen von Jörg Zintzmeyer im Ausstellungskatalog «Mehrwerte» 1990.

Banknoten sind immerhin Prestigeobjekte. Ästhetisch und funktional. Wie hätte demnach die Banknote für das 20. Jahrhundert auszusehen? Soll der Mythos des knisternden Zahlungsmittels unterlaufen werden? Oder genährt? Macht eine nationale Monetär-Hagiographie überhaupt noch Sinn? Brauchen wir in Zukunft Noten in der Art fälschungssicherer Kinobillette, ebenso zweckdienlich wie banal? Welche Last darf in einer Zeit der verdampfenden Symbole denn einem Stück Papier eigentlich zugemutet werden?

Jedes Designproblem birgt die Chance, die Realität mindestens punktuell neu zu generieren. Wenn die Nationalbank dieser Chance einzig mit der oberflächlichen Anpassung ihrer letzten, zwanzig Jahre zurückliegenden Wettbewerbs-Ausschreibung samt Namensliste begegnet, ist das ein Ärgernis, aber verständlich. Geld und Risikofreude finden in Institutionen selten zusammen. Akzeptiert und stützt jedoch eine eidgenössische, mit

etwelcher Prominenz bestückte Wettbewerbsjury solche Instrumentalisierungsgestalterischer Arbeit, so ist das eine Katastrophe. Welche Maxime verbirgt sich hinter der Katastrophe? Gestalterinnen und Gestalter sollen gestalten. Nicht denken, und wenig fragen.

Einer, der trotzdem gedacht hat, war Karl Gerstner. Seine Einladung quittierte er mit einem Brief, in dem er sich gegen blossen grafischen Zulieferdienst verwahrte. Andere, die vielleicht ebenfalls gedacht und gefragt hätten, waren schon gar nicht eingeladen. Darunter die jüngere, unbelastetere Generation, deren Denken die aktuelle mediale Entwicklung nicht bloss verarbeitet, sondern daran teilhat und in eigener Praxis ausformt. Ihr scheint die erforderliche Reife gefehlt zu haben.

Deshalb blieb Zintzmeyer im Wettbewerb auch der einzige, der «ausschliesslich mit den neuesten Möglichkeiten der Computertechnik» arbeitete und damit schwer beeindruckte. Zusammen mit Jeker und Tissi erhielt er die Chance zur Weiterbearbeitung. Und er nutzte sie. Acht Monate später erteilte ihm der Bankrat den definitiven Entwicklungsauftrag. Der Nationalbank-Vizepräsident begründete die Wahl damit, Zintzmeyers Noten hätten durch «ihre Ganzheitlichkeit sowie durch die Harmonie von Farben und Formen» bestochen. Ausschlaggebend seien weiter die «hohe Funktionalität sowie die konsequente Anwendung der Computertechnik» gewesen.

Wiederum doppeltes Aufstossen. Der Wortlaut der vizepräsidialen Begründung entspricht dem Niveau einer Ausstellungskritik für Hobbykünstler im Lokalanzeiger. So etwas bestätigt die schlimmsten Vorurteile. Jeker und Tissi erging es im übrigen nicht besser. Nach immerhin achtmonatiger Arbeit für das Projekt wurde ihnen ebenso knapp wie nichtssagend mitgeteilt, dem definitiven Entscheid lägen «ästhetische, funktionale und sicherheitstechnische Überlegungen zugrunde, wobei auch die zukunftsgerichteten Entwicklungsmöglichkeiten der von Herrn Zintzmeyer unterbreiteten Ideen eine Rolle gespielt haben». Ach ja, und da war dann noch ein Zusatz: «Es ist unsererseits nicht beabsichtigt, den Entscheid offiziell bekanntzugeben.»

Das ist zwar – auf Druck von aussen und entsprechend widerwillig

Publikum bei der Implementierung neuer Banknoten erfahrungsgemäss nur wenig Verunsicherung. Schon die Wettbewerbs-ergebnisse der ersten Runde durften ausserhalb der heiligen Berner Hallen nirgends gezeigt werden. Und wer – wie das Zürcher Museum für Gestaltung – sich um professionelle Reproduktionen bemühte, erhielt derart schlechtes Material, dass es vom hin und wieder knipsenden Hauswart stammen mochte.

Begründet wird solche Zurückhaltung mit Sicherheitsrisiken. Als ob potentielle Fälscher nichts anderes zu tun hätten, als Entwurfsprozesse laufend auszuwerten. Dabei zwingt doch der unlässige Fortschritt der Kopiertechnologie fast permanent zum Einbau immer neuer Schranken. Nur sind Zauberwörter wie «Sicherheit» eben praktisch: als Ge-

Geld und Geist finden selten zusammen. Schon gar nicht in Institutionen.

– dann doch geschehen. Dafür haperte es mit dem Bildmaterial. Freigegeben wurden für Fernsehen und Presse lediglich die bereits bekannten Entwürfe aus dem ersten Durchgang. Niemand hat bisher die «Ganzheitlichkeit» und «Harmonie» der Siegernoten mit eigenen Augen geniessen dürfen. Ausser den Bankern natürlich. Und ihren Beratern, die aus dem Kreis der einstigen Jury übernommen wurden. Niklaus Morgenthaler und Roger Pfund. Ein Tanz um die leere Mitte demnach. Solche Absurdität macht schon fast wieder Sinn. Wo nichts zu sehen ist, vereinfacht sich jedes Prozedere. Öffentlichkeit tut ohnehin selten gut. Gemäss Pressestelle der Bank erträgt das breite

**Niemand ausser
den Bankern hat bisher die
«Ganzheitlichkeit» und
«Harmonie» der Sieger-
noten mit eigenen Augen
geniessen dürfen.**

neralabsolution für jedwelche Form der Beschränktheit.

Zusammenfassung: Da wird für einen der wohl anspruchvollsten grafischen Aufträge, den die offizielle Schweiz überhaupt zu vergeben hat, ein Wettbewerb ausgelobt. Mit Ach und Krach nur erreichen die interessierten Kreise, dass vorerst wenigstens die üblichen Formalien respektiert werden. Mehr liegt nicht drin. Und danach regiert erschütterndes Mittelmaß. Es seien ihm, so Werner Jeker sinngemäss, bei jeder Besprechung in Bern

Gefühle hochgekommen, wie er sie bloss aus dem Militärdienst kenne. Rosmarie Tissi erzählt in weniger expliziter, wenn auch keineswegs fröhlicherer Metaphorik. Grosse Würfe brauchen ein animierendes Klima. Dieses Klima entsteht nicht bereits dadurch, dass sich ein Staatsbetrieb Mühe gibt und angemessene Honorare bezahlt. Inspiration wäre dienlich. Und Professionalität – nicht zuletzt auch im Umgang mit Gestalterinnen und Gestaltern. Und ein nüchtern-kritisches Verhältnis zum sogenannten Fortschritt.

allem zur Rolle des CAD. In der Tat führt die Sicherung der kümmerlichen Spuren zur Vermutung, ein paar ältere Herren hätten erstmals entdeckt, dass sich mit dem Computer gestalten lässt. Auch Banknoten. Nun wollen sie mithalten. Wollen modern sein. Zukunftsgerichtet.

In dieses einigermassen naive Bild passt, dass das Grossunternehmen Zintzmeyer und Lux offenbar von vorneherein als der gegenüber den Kleinbetrieben von Tissi und Jeker valablere Partner eingeschätzt wurde. (Wir wissen: das Sicherheitsrisiko.) Ginge es indessen statt um technokratische Eitelkeit um wirkliche Innovation, so hätte sich die Bank von anderen Experten beraten lassen müssen als vom pensionierten Präsidenten der eidgenössischen Kommission für angewandte Kunst, für den der Computer nur ein besonderer Bleistift ist. Ist er aber nicht, wie jedes Computerkind bestätigen wird.

Einmal mehr zeigt sich, dass die ästhetische Entscheidungsfindung auch im Grossen nicht anders verläuft als beim privaten Heimtextilien-Einkauf samt Beratungsgespräch. Davon wäre auszugehen. Gezwungenermassen. Was wiederum heisst, dass einem das alles im Grunde egal sein könnte. Denn so läuft der juristisch unanfechtbare Normalfall halt. Jede Architektin, jeder Architekt hat ähnliche Reminiszenzen auf Lager.

Andererseits hätte gerade die gestalterische Öffentlichkeit auf Ansprüchen zu beharren. Wenn ein Land es sich heute leisten kann, der Gestaltung seiner Banknoten nahezu so grosse Aufmerksamkeit zu widmen wie seiner Währung, soll es das ruhig tun. Design im Kapitalismus ist keine Sünde. Höchstens Luxus. Und dieser Luxus verpflichtet. Mindestens zu einer Praxis umfassend eingelöster Kompetenz.

MARTIN HELLER ■

Nur sind Zauberwörter wie «Sicherheit» eben praktisch: als Generalabsolution für jedwelche Form der Beschränktheit.

Denn natürlich brodeln nun die Gerüchte. Zu persönlichen Querelen. Zur Frauenfeindlichkeit. Zur vermuteten Qualität. Und vor

Wettbewerbe säubern

Designwettbewerbe verludern – auch in Deutschland, wo zur Zeit zwei Fälle viel zu reden geben.

Anlässlich des Industrieforums Hannover (if-Prädikate) sind «die zehn Besten des Jahres» erkürt worden. Auffällig an der Hitparade ist, dass die Hälfte der ausgezeichneten Produkte von Leuten entworfen worden ist, die in der Jury sassen.

Der zweite Fall ist weniger prestigeträchtig. Die Stadtwerke Bremen haben einen Wettbewerb zum Thema «Sparleuchten» unter Studentinnen und Studenten ausge-

schrieben. Rund 200 Arbeiten aus 23 Hochschulen wurden eingereicht; von den acht Preisträgern kommen sechs aus den Hochschulen, an denen die beiden einzigen Designer der Jury Lehrer sind. Zugleich sind diese zwei auch Galiionsfiguren: Dieter Rams als «Sir Designed in Germany», und Stefan Lengyel als Präsident des Verbandes Deutscher Industrie Designer (VDID). Ramponiert werde mit solcher «Gutsherrenart» die Glaubwürdigkeit des VDID, reklamiert Harald Hullmann, selber Designer, Professor für Industriedesign an der Hoch-

schule der Bildenden Künste Saar und Jurymitglied beim Design Preis Schweiz. Er fordert den Präsidenten auf, wegen «unaufgeklärter Merkwürdigkeiten» zurückzutreten. Daneben wird sich der Verband an seiner nächsten Mitgliederversammlung vom 10. bis 13. Oktober mit Hullmanns Antrag zu befassen haben, damit endlich gilt, was eigentlich selbstverständlich sein sollte: Juroren dürfen nicht mehr in eigener Sache jurieren, und Jurys sollen minimale Öffentlichkeit herstellen, indem sie ein Protokoll schreiben.

GA ■